

Kulturelle Unterschiede & Integration

**Konferenz für Sozialfragen
Grangeneuve, den 7. April 2006**

**Referat von Dr. Walter Schmid,
Vizepräsident der Eidg. Ausländerkommission
Rektor der Hochschule für Soziale Arbeit HSA Luzern**

I. Einleitung

Anrede

Auf der Suche nach einem neuen Sozialmodell spielt die Frage der Zuwanderung nicht nur für die Schweiz eine entscheidende Rolle. Überall in Europa wird mit seltener Heftigkeit über die Chancen und Risiken der Einwanderung diskutiert. In verschiedenen Ländern spricht man offen vom Scheitern des bisherigen Integrationsmodells, spricht vom Ende des Multikulturalismus, sieht in der kulturellen Differenz die Erklärung für viele Probleme. Mit unvermittelter Heftigkeit treten Fragen der Religion, der Kultur ins Zentrum der öffentlichen Debatte, die bisher mit diesen Themen nicht viel anzufangen wusste. Ich gratuliere den Veranstaltern dieser Konferenz, dass sie das Thema der Kulturellen Unterschiede und der Integration auf die Tagesordnung gesetzt haben. Ich möchte auch für die Einladung zu Ihrer Konferenz hierher nach Fribourg danken. Sie haben mich hierher eingeladen in der Erwartung, dass ich etwas zum Thema der Integration und der kulturellen Unterschiede zu sagen habe.

Ja, was ist Integration? Eigentlich müsste ich es wissen. Seit mehr als zwanzig Berufsjahren befasse ich mich mit Fragen der Migration. Seit 15 Jahren ist für mich die Integration der ausländischen, aber auch der einheimischen Bevölkerung ein wichtiges Thema in meiner Arbeit. Und seit sechs Jahren trage ich als Vizepräsident der Eidgenössischen Ausländerkommission Verantwortung für die Umsetzung des Bundesprogramms zur Integrationsförderung, und in diesem Zusammenhang beurteilen wir jährlich mehrere hundert Projekte und tragen mit 14 Millionen Franken zur Förderung der Integrationsarbeit bei. Und doch muss ich gestehen, dass ich es so genau nicht weiss, was Integration wirklich ist. Und wenn ich den Leuten zuhöre, wie sie über Integration sprechen, dann habe ich nicht selten den Eindruck, dass sie nicht vom Selben reden. Wann immer man eine Definition versucht, einen Versuch wagt, kommt einem wieder in den Sinn, weshalb es doch nicht genau das ist, sondern eben doch etwas anderes.

Mich kann dabei etwas trösten, dass die Eidgenössische Ausländerkommission selber, die sich seit den 70er Jahren mit Integration befasst, immer wieder darauf verzichtet hat, eine verbindliche Definition von Integration abzugeben. Sie hat noch im Jahr 2000 in ihrem in langen Jahren erarbeiteten Bericht zur Integration explizit gesagt, dass sich der Begriff nicht genau fassen lasse. Es scheint also Dinge zu geben im Leben – und dazu scheint auch die Integration zu gehören – die sich einer Festlegung immer wieder entziehen, die sich nicht abschliessend festhalten lassen. An ihrer Wirkung allerdings lässt sich Integration erkennen. Platons Schattenwurf in der Höhle. Vermögen wir auch die Wirklichkeit nicht zu erkennen, so sehen wir doch den Schattenwurf. Wir können die Orte beobachten, wo Integration geschieht, wir können erkennen, wie Integration

gewirkt oder versagt hat, wir können den Ton hören, in dem über Integration gesprochen wird, die Erwartungen sehen, die mit Integration verbunden werden, wir können die Messlatten beschreiben, die an die Integration gestellt werden, die Hoffnungen und Ängste wahrnehmen, die Menschen im Zusammenhang mit Integration bewegen und die Zeiträume ermessen, in denen Integration geschieht.

Wie soll ich also Integration beschreiben, wenn ich nicht genau weiss was es ist? Ich sehe nur einen Weg. Ich suche nicht nach Definitionen, sondern lade Sie ein, mit mir einige Annäherungen an die Integration zu versuchen. Keine wissenschaftlichen, keine politischen, sondern mehr assoziative, von persönlichen Erfahrungen geprägte Annäherungen. Wir starten jeweils von Aussen, vielleicht mit einer einfachen Frage, und gehen auf die Integration zu. Wir werden sie nicht ganz erreichen, aber vielleicht einige Aspekte besser kennen lernen, die sie auszeichnen.

II. Seit wann sprechen wir über Integration?

Zu Beginn meiner Berufstätigkeit als Zentralsekretär der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, vor mehr als zwanzig Jahren, wollte ich einmal genau wissen, was in der Schweiz eigentlich mit abgewiesenen Asylbewerbern geschieht. Damals wurden noch fast alle Leute als Flüchtlinge aufgenommen. In Zusammenarbeit mit dem damaligen Chef der Zürcher Fremdenpolizei ging ich den wenigen Fällen nach, in denen es zu einer Ablehnung gekommen war. Was war aus den Leuten geworden? Wir stellten fest, dass fast alle irgendeine Aufenthaltsbewilligung dennoch bekamen mit zwei Ausnahmen. Ausgewiesen wurden eigentlich nur Leute, die kriminell wurden oder die auf Dauer fürsorgeabhängig waren.

Die Gesetze beachten, keine Schwierigkeiten machen? Und für sich selber und die eigene Familie sorgen können? Dann konnte man bleiben. Ist dies nicht eine frühe Umschreibung dessen, was wir heute mit Integration meinen? Wer sich an die Rechtsordnung hält, wer sich sein Leben selber verdienen kann, den betrachten wir in der Regel als integriert. Der oder die kann bleiben. Offenbar galt dies schon, bevor man von Integration zu sprechen begann. Allerdings sprach man schon vor dreissig Jahren von Integration. Neben der Rekrutierung (man brauchte Arbeitskräfte), der Begrenzung (man tat dies durch Kontingente) war die Integration der dritte Pfeiler der Ausländerpolitik. Integration wurde als wichtiges Element anerkannt, aber viel gemacht wurde nicht. War auch nicht so nötig, weil die wachsende Wirtschaft als Integrationsmotor gut funktionierte. Und wenn es zu einer Rezession kam, konnten die Arbeitskräfte ohne grosses Federlesen zurückgeschickt werden.

Erst in den Neunziger Jahren änderte sich das: Die lange, anhaltende Rezession führte zu grosser Arbeitslosigkeit vor allem der schwach qualifizierten ausländischen Arbeitskräfte. Sie führte zu hohen Sozialauslagen und zur Einsicht, dass die Integration nicht mehr allein über den Arbeitsplatz gesichert werden kann. Eine zweite Generation wuchs heran, deren Integration in vielen Fällen nicht gelungen war. Die Integration wurde zu einem wichtigen politischen Thema und ist es seither geblieben. Es brauchte zusätzliche Anstrengungen zur Integration. Integrationsprozesse kann man zwar nicht beliebig steuern. Integration kann man weder erzwingen noch verbieten, wie sich dies Manche vorstellen, aber man kann Integrationsprozesse behindern oder unterstützen. Das Schwierige dabei ist, genau herauszufinden, was der Integration wirklich dient. In politisch luziden Momenten, wenn die Politiker und Politikerinnen miteinander reden und nicht aneinander vorbei, dann kann man sich in Fragen zur Integration jeweils relativ leicht finden. In Zielen der Integration besteht oft Einigkeit. Ich meine deshalb, wir sind in den letzten Jahren trotz verschiedener Rückschläge auch ein gutes Stück vorangekommen, wenigstens in der praktischen Integrationsarbeit. Den Weg zu mehr Pragmatismus haben die vor einigen Jahren erarbeiteten Leitbilder der Städte und Kantone zur Integration geebnet.

III. Wo beobachten wir Integration und kulturelle Differenzen ?

Wenn wir schon nicht genau sagen können, was Integration ist, so lässt sie sich doch wenigstens in ihren Wirkungen beobachten. Schauen wir uns nur die Schule an. Vor kurzem hat eine umfassende Auswertung des Bundesamtes für Statistik, an der unsere Hochschule mitarbeiten durfte, gezeigt, dass die zweite Generation wesentliche Fortschritte in der Bildung gemacht hat und mit ihren Leistungen teilweise die einheimischen Jugendlichen hinter sich gelassen hat. Dies ist ein Erfolg für die Integration. Man kann ihn an den Abschlüssen, am Schulerfolg messen. Integration lässt sich auch in der Arbeitswelt beobachten. Insgesamt darf die Integration der ausländischen Arbeitskräfte am Arbeitsplatz in der Schweiz als sehr gut bezeichnet werden. Wir haben selten Spannungen zwischen verschiedenen Gruppen am Arbeitsplatz. Die Verteilung der Arbeit ist indes sehr ungleich. Das können wir bei den Löhnen sehen. Die Ausländerinnen und Ausländer sind bei den niedrigen Löhnen weit übervertreten. Ein untrügliches Zeichen für eine schlechte Integration. Allerdings sind die Ausländer auch bei den hohen Löhnen weit übervertreten. Manager, Professorinnen, Wissenschaftler, gut verdienende Spitzenkräfte sind sehr oft Ausländer. Bei dieser Ungleichheit sprechen wir dann allerdings nicht von einem Integrationsdefizit, sondern allenfalls von unerwünschter Konkurrenz und Fremdbestimmung. Die Stellung in Schule und Arbeitswelt, die Bildungs- und Berufschancen sind ganz wichtige Indikatoren für die Integration.

Integration können wir im Weiteren besonders anschaulich in den Wohnquartieren beobachten. In jeder grösseren Stadt gibt es typische Ausländerquartiere mit schlechter Durchmischung der Bevölkerung. Wir sprechen dann von Problemquartieren. Entsprechend haben die Volksschulen dort einen sehr hohen Ausländeranteil. Die Integrations- und Bildungschancen der Kinder sind schlechter als in gemischten Quartieren. Das Quartier, der Strassenzug, der Wohnblock ist denn auch der Ort, wo gelungene oder missratene Integration sich direkt in der Lebensqualität auswirkt. Nicht ohne Grund hat die EKA im vergangenen Jahr den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf das Thema ‚Integration und Habitat‘ gelegt, also das Zusammenleben im Wohnumfeld. Hier geschieht Entscheidendes. Integration ist immer ein lokales Geschehen, sie geschieht sehr konkret und vor Ort. Spätestens wenn wir an die Quartiere denken merken wir, dass Integration weit über die Ausländerfrage hinausgreift. Ist es nicht so, dass die einheimischen Armutsbetroffenen in den selben Problemquartieren leben und dass im Gegenzug in den ‚besseren‘ Quartieren auch überdurchschnittlich viele Ausländer wohnen, aber eben die Besserverdienenden? Tatsächlich finden wir nicht nur ganz unten und ganz oben auf der Lohnskala besonders viele Ausländer, sondern auch in den ärmlichen und den ganz reichen Quartieren.

Das Thema der Integration geht weit über die Ausländerfrage hinaus und betrifft auch die Einheimischen. Integration ist eng mit der Frage der sozialen Schichten verknüpft. Auch die einheimische, ärmere Bevölkerung hat mit sozialer Ausgrenzung und Desintegration zu kämpfen. Wer die Arbeit verliert, steht unabhängig der Nationalität in Gefahr, den Kollegenkreis, den Freundeskreis, den Boden zu verlieren. Wer keine Lehrstelle findet oder die Lehre abbricht, hat unabhängig des Passes schlechte Karten, um im Berufsleben erfolgreich Fuss zu fassen. So war die Frage der Integration von je her eng verbunden mit jener der sozialen Schicht. Oft ist kaum auszumachen, welche Schwierigkeiten auf die Schichtzugehörigkeit zurück zu führen sind und welche auf die ausländische Nationalität. Dieser Zusammenhang spiegelt sich ja auch in der Einbürgerungsfrage: Für die Schönen und Reichen der Welt war es kaum je ein Problem, ein Schweizer Bürgerrecht zu erhalten. Ihre Integration brauchen sie nicht unter Beweis zu stellen. Die gehobene Schicht, zu der sie gehören, erübrigt die Beweisführung.

IV. Wer wird wo wie stark integriert?

Vielleicht fangen wir noch einmal mit einem andern Gedanken an, der uns zur Integration hinführen kann. Wie steht es denn um uns selber? Jede von uns, jeder von uns lebt in einem Quartier, lebt vielleicht in einer Familie, ist schon länger an einem Ort oder eben erst zugezogen. Wie ist es dort? Wie erleben Zugeheiratete die Familie? Sind sie integriert? Wie steht es mit den Neuzuzüglern im

Dorf? Werden sie von den Alteingesessenen akzeptiert? Sind sie integriert? Wir alle waren auch einmal in der Schule und haben dort Erfahrungen gemacht, arbeiten an einer Arbeitsstelle oder sind in einer Behörde tätig. Wie steht es an all diesen Orten mit der Integration. Sind *Sie* integriert? Sie alle sind wahrscheinlich mehrfach irgendwo integriert. Wo wollen wir die zugezogenen Ausländerinnen und Ausländer integrieren? Im Quartier, in der Arbeitswelt, in der Schule, in unseren Vereinen? In den Kirchen und Religionsgemeinschaften? In den Ausländervereinen? Was meinen wir mit Integrationsbereitschaft oder Pflicht zur Integration?

Ich glaube, es ist einiges gewonnen für das Verständnis von Integration, wenn wir uns dieser Frage stellen. Die Forderung nach Integration kann nicht alle Lebensbereiche betreffen. Integration hat an ein paar wenigen Schlüsselstellen zu erfolgen, die für das Zusammenleben in einer offenen Gesellschaft zentral sind, die für das Funktionieren unabdingbar sind. Dazu gehört nicht die Freizeit. Deren Gestaltung kann Sache des Einzelnen bleiben. Dazu gehört nicht die Kleidung. Auch das ist in unserem Verständnis Privatsache, solange es die öffentliche Ordnung nicht stört. Integration am Arbeitsplatz hingegen ist zentral. Nur wer sich dort einfügt, kann eine Erwerbsarbeit ausführen und für den eigenen Lebensunterhalt aufkommen. Pünktlichkeit zum Beispiel mag man als schweizerische Pingeligkeit anschauen, sie ist aber für das Funktionieren einer arbeitsteiligen Welt unabdingbar. Das Gewaltmonopol des Staates ist, um ein anderes Beispiel zu nehmen, elementar für eine offene Gesellschaft. Dieses ist nicht verzichtbar. Moderne Gesellschaften stützen ihre Sicherheit nicht auf Privatarmeen oder bewaffnete Familienclans. Unverzichtbar sind die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder unsere Verständnis von Religion als Privatsache im laizistischen Staat. Mit diesen Hinweisen sei angezeigt, dass Integration nicht die umfassende Eingliederung in alle Lebensbereiche bedeuten kann. Vielmehr muss bei der Forderung nach Integration klar gemacht werden, dass sich diese nur auf die für das Funktionieren der Gesellschaft zentralen Bereiche beschränken kann.

Integration ist zudem, wie alle Leitbilder und vielleicht auch bald das neue Ausländergesetz festhalten, ein zweiseitiger Prozess. Integration betrifft immer alle Beteiligten. Die Schweizer haben sich mit den Zugewanderten verändert. Nicht nur die Ausländer sind über die Jahre Schweizer geworden, auch die Schweizer haben von den Zugewanderten Einiges übernommen. Diese Entwicklungen gehen langsam und werden deshalb oft nicht wahrgenommen. Und übrigens: Integration in welche Schweiz? In die Schweiz, der Stadt Fribourg oder in Bulle? In jene des Wallis oder jene von Basel? Wir haben so viele verschiedene Schweizen. Auch diese Frage sollten wir uns gelegentlich stellen. Und wann wird kulturelle Differenz zu einem Problem in einem Land, das seine Identität auf der kulturellen Differenz aufgebaut hat? Ich habe übrigens bisher noch kaum von den Sprachkenntnissen gesprochen, die zur Messung der Integration so wichtig sind. Ich habe es bewusst getan. Wäre die Sprache tatsächlich das ausschlaggebende Kriterium wie es in der heutigen Diskussion manchmal fast den Anschein macht, dann dürften beispielsweise die Westafrikaner in Fribourg eigentlich keine Integrationsprobleme haben, weil viele ja schon perfekt französisch sprechen. Leider ist das nicht so. Das zeigt, dass die Sprache zwar ein wichtiger Aspekt ist, dass aber deren Bedeutung gerade in unserem vielsprachigen Land mit dem differenzierten Blick für kulturelle Vielfalt betrachtet werden sollte. Dies sollte eigentlich auch der heutigen Sprachtest euphorie bei Einbürgerungen gewisse Schranken aufzeigen.

V. Zugang und Anerkennung

Machen wir nochmals ein Schritt zurück und nehmen einen neuen Gedankenfaden auf: Was macht eigentlich Integration aus? Vielleicht ist das Ganze ja gar nicht so kompliziert. Fragen wir uns doch ganz einfach: Wann fühlen wir uns integriert? Ich glaube, die Antwort ist nicht so schwierig. Wir fühlen uns in einer Gruppe, einer Gemeinschaft, einem Verein dann integriert, wenn wir wie alle andern Zugang haben. Wenn wir nicht ausgeschlossen sind. Wenn wir mit gleichem Recht wie die andern dabei sein können. Schon nicht mehr ganz integriert fühlen wir uns, wenn wir nur beschränkt Zugang haben. Also, wenn es heisst: Du bist willkommen bei uns, aber um 22 Uhr bitten

wir Dich wieder zu gehen, weil wir dann leider noch etwas unter uns besprechen sollten. Dann fühlen wir uns nicht ganz integriert. Wir sind dann nicht gleich behandelt.

Nicht anders geht es Zugezogenen. Sie fühlen sich dann zugehörig, wenn sie dieselben Möglichkeiten und Chancen haben wie alle andern, wenn sie Zugang haben. Deshalb ist es eine wichtige Aufgabe der Integrationspolitik, rechtliche und soziale Zugangsbarrieren soweit möglich zu beseitigen, beim Zugang zur Schule und Ausbildung oder zu Arbeits- oder Wohnmöglichkeiten und zu privaten Organisationen. Dazu kommt aber noch ein Zweites, denn der Zugang reicht nicht: Integriert sind wir, wenn wir uns akzeptiert fühlen von den andern. Sie kennen die Situationen, wo zwar jemand Mitglied ist, also Zugang hat, aber er findet keine Anerkennung. Man meidet seine Gesellschaft, man geht ihr aus dem Weg. Erst wer Zugang hat *und* Anerkennung findet, ist wahrhaft integriert. So ist es eine wichtige zweite Aufgabe der Integrationspolitik, der Andersartigkeit Wertschätzung entgegen zu bringen und Anerkennung spüren zu lassen.

Wer Zugang und Anerkennung hat, ist integriert. Das gilt für die Schule, die Vereine, die Behörden nicht anders als für die Zugewanderten in unserem Land. Wer weder Zugang noch Anerkennung hat gehört zu den Ausgeschlossenen. Man braucht nicht nur an die Sans Papiers als Paradebeispiel zu denken, die keine Chance auf Integration haben. Es gibt auch die Schüler, die von der Schule ausgeschlossen werden, die Politikerinnen, die aus Amt und Würden vertrieben werden, die Arbeitslosen, die mit der Stelle auch das Ansehen verloren haben. Sie alle spüren, wie sehr Dazugehörigkeit mit Zugang und Anerkennung zu tun hat.

Man kann den Gedanken noch weiterführen: Zugang ohne Anerkennung dient der Integration nur halb. Das haben viele Länder mit der Quotenpolitik erfahren. Quoten für Ausländer, oder Behinderte und selbst Frauenquoten. Mit dem verbesserten Zugang allein war nämlich die Integration noch nicht geschafft. Den Makel des Quotenarbeitsplatzes, der Quotenfrau, konnten die Betroffenen nie ganz ablegen und machte sie immer ein Stückweit zu Aussenseiterinnen und Aussenseiter. Auch die Anerkennung allein ohne Zugang reicht nicht. Der Clown im Zirkus hat zwar die ganze Anerkennung des Publikums, aber nur als Clown, nur in seiner Rolle. Der afrikanische Trommler begeistert die Leute, aber er kann nur als Trommler arbeiten. Die Anerkennung ist auf eine Rolle fixiert, sonst hat er keinen Zugang. Clown und Trommler sind beliebt, aber nicht integriert. Es braucht beides, Zugang und Anerkennung.

VI. Sehnsucht nach Zugehörigkeit und Differenz

Und nochmals ein Schritt zurück: Wie viel Integration wollen wir eigentlich? Was, wenn alle wie wir Schweizer wären? Wäre das nicht grässlich, mag sich manche schon gefragt haben. Leben wir nicht gerade von der Vielfalt? Ich glaube, wir stossen hier auf eine Ebene, die uns alle trifft: Wir haben eine doppelte Sehnsucht, sowohl nach Zugehörigkeit als auch nach Differenz. Wir können nur leben als Teil der Gemeinschaft. Dort ist uns nur wohl, wenn wir dazugehören können. Und gleichzeitig brauchen wir die Anerkennung als einzelner Mensch mit seinen Besonderheiten. Amerikaner machen andern mitunter ein Kompliment, wenn sie sagen: You make a difference. Du bist anders. Auf Dich kommt es an. Du mit Deinen Fähigkeiten bist einzigartig. Wir brauchen Dich so wie Du bist und weil Du anders bist als wir anderen. Tatsächlich wäre eine erfolgreiche Integration, die alle Unterschiede einebnet, die Langeweile selbst. Gesellschaften, welche keine Vielfalt kennen, entwickeln sich kaum. Die Städte waren in der langen Menschheitsgeschichte von Babylon bis New York Orte der Faszination und der Innovation, weil es die Differenz gibt. So bin ich der Meinung, dass wir beim Hohelied, das zurzeit auf die Integration gesungen wird, nicht vergessen sollten, dass der einzelne Mensch eine Sehnsucht nach Zugehörigkeit, nach Gleichheit in sich trägt aber auch das Verlangen nach Einzigartigkeit und Besonderheit. Die jüngst entstandene Bewegung der Secondos bringt dies mit seltener Klarheit zum Ausdruck. Diese Jugendlichen erwarten endlich die Gleichheit und die Zugehörigkeit in diesem Land, in dem sie schon geboren wurden. Sie drücken als Secondos aber gleichzeitig auch den unmissverständlichen Willen aus, als Gruppe, eben als Zweitgenerationler in ihrer Besonderheit wahrgenommen zu werden. Im

ambivalenten Verlangen nach Zugehörigkeit und Differenz kommen wir dem Kern der Integration schon recht nahe.

VII. Integration im Fluss der Zeit

Und nochmals ein Schritt zurück und eine letzte Annäherung: Wann ist jemand integriert? Ich habe eine gute Bekannte. Deren Augenform hat mich immer etwas irritiert, bis ich erfuhr, dass sie einen mongolischen Urugrossvater hatte. Nun, diese Frau war nach fünf Generationen definitiv integriert trotz der irritierenden Augenform. Und sonst, von Körpermerkmalen abgesehen, wie lange dauert Integration? Eine, zwei, drei, vier Generationen? Sind die Berner, die vor hundert Jahren nach Luzern zogen, erst dann wirklich integriert, wenn der letzte Berner Verein mangels Mitgliedern ausgestorben ist oder doch schon vorher? Gibt es einen Schlusspunkt des Integrationsprozesses? Manche sehen in der Einbürgerung diesen Schlusspunkt, den krönenden Abschluss der Integration. Aber ist das so? War das so? Haben wir nicht während Jahrzehnten zigtausend ausländische Ehefrauen von Schweizern mit der Heirat ins Bürgerrecht aufgenommen, ohne zu fragen, ob sie ‚ja‘ und ‚nein‘ auf dem Stimmzettel unterscheiden können? Gibt es nicht auch eingebürgerte Schweizer - nicht Wenige dienen heute als Rekruten in der Armee, welche bestenfalls als Papierlischtweizer oder als Yugos in Schweizer Uniform betrachtet werden? Nein: Die Integrationsprozesse dauern sehr lange, über Generationen. Die Lasten der Anpassung werden oft über verschiedene Generationen verteilt. Die Einbürgerung kann nicht mehr sein als ein punktueller Entscheid irgendwann auf diesem Weg.

Auf dem Weg, die Integration in ihrer zeitlichen Dimension begreifen zu lernen, dient mir ein Bild, das Sie auch kennen. Gerade letzten Sonntag auf einem Spaziergang bin ich ihm begegnet: Am Rhein, an der Stelle wo die Thur einmündet, kann man nach einem Gewitter beobachten, wie der grosse Strom, der aus dem See kommt, grünblau ungerührt dahin fliesst. Der vom Gewitter aufgewühlte Nebenfluss stösst hier mit seinem braunen Wasser dazu. Noch kilometerlang fliesen die beiden Gewässer, klar an ihren Farben erkennbar, nebeneinander her. Sie vermischen sich nicht oder kaum. Erst lange Zeit später beginnen sie sich zu vermengen. Bezeichnenderweise beginnt die Vermengung mit Wirbeln dort, wo die beiden Gewässer mit unterschiedlichen Fliessgeschwindigkeiten miteinander in Berührung kommen. Die Unterschiede schwächen sich mit der Zeit ab und irgendeinmal erkennt man nicht mehr, aus wessen Gewässer das Wasser kommt. Geworden ist ein Strom. Inzwischen steht der Betrachter selber an einem ganz andern Ort, kilometerweit vom Ort des Zusammenflusses entfernt. Die Landschaft ist eine andere geworden, der Fluss ist nicht mehr derselbe. Und so ist es mit der Integration. Über längere Zeit bleiben die Unterschiede noch sichtbar. Aber irgendwann, kaum merklich, hat die Integration stattgefunden. Dann hat sich auch die Gesellschaft wieder etwas verändert. Sie hat fremde Einflüsse angenommen und glaubt in diesen das Eigene zu erkennen. Geworden ist ein Mainstream.

VIII. Anpassung, Integration und Multikulturalität

In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten ist viel darüber gesprochen und gestritten worden, wie wir uns gegenüber dem Fremden verhalten sollen. Sollen wir den Nutzen der Zuwanderung ins Zentrum stellen? Sollen wir die kulturelle Vielfalt preisen? Die Integrationsdefizite? Wollen wir die Anpassung der Fremden an unsere Schweiz? Ist die Integration der Königsweg, was immer wir damit meinen? Oder die Multikulturalität als friedliches Mit- und Nebeneinander in der Verschiedenheit? Ich bin kein Verfechter grosser Konzepte und Lehrmeinungen zur Integration. Für mich galt als pragmatische Leitlinie, mit unserem Handeln und unserem Reden darauf hinzuwirken, das Zusammenleben zwischen Fremden und Einheimischen gedeihlich zu gestalten. Es geht dabei um Versuche, die Probleme, die sich im Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsgruppen

ergeben, am Arbeitsplatz, in der Schule, im Wohnblock, im öffentlichen Raum zu verstehen und diese zu lösen. Ich versuche, die grossen Anpassungsprobleme, denen Fremde und ihre Familien, vor allem die weniger Privilegierten unter ihnen, hier begegnen, zu verstehen. Gleichzeitig halte ich mich an die unverzichtbaren Grundsätze, die unser Zusammenleben ausmachen und von denen ich gesprochen habe. Die stellen wir nicht zur Disposition. Die gesellschaftliche Grundordnung gehört dazu. Ich merke ja auch, dass zu viel Toleranz und über die Dinge Hinwegsehen oft mehr mit Gleichgültigkeit zu tun hat als mit Grosszügigkeit. Die Anerkennung des Andern setzt die Auseinandersetzung mit ihm voraus, auch den Konflikt, der nötig sein kann. Integration braucht die Auseinandersetzung und kann anstrengend sein. Wenn wir uns dieser Aufgabe stellen, in Empathie für den Andern, dann haben wir auf dem Weg der Integration einen Schritt gemacht, unabhängig davon, wie wir die Konzepte benennen und unabhängig davon, ob wir Integration abschliessend definieren können. Auf dieser Grundlage werden wir wohl auch unsere Sozialmodelle gestalten müssen, die nicht auf theoretischen Wirkungsanalysen aufbauen können, sondern auf gelebten Werten, die unsere Gesellschaft mit ihren kulturellen Unterschieden und sozialen Verwerfungen als gemeinsame erkennt und anerkennt.